Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 10

Artikel: Taucher in Gefahr!
Autor: Hafferberg, Harry v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667825

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, so würde ich sagen, daß sich die Menschen auf dem Berge noch an sehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn sie im Sommer in dem düsteren Grün, im Winter prachtvoll im Schimmer des Schnees und Eises dastehen, an den Blumen der Wiesen, an dem Wallen des Getreides, an dem Gesange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menschen haben, da ihnen das Gefühl für Schönheit so eingepflanzt ist, auch versucht, selber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die Künste erfunden: Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst, Schauspielkunst und so fort bis zu der Kunst herunter, den eigenen Leib zu schmücken. Die Künste ahmen die Natur nach, die menschliche und außermenschliche, und weil in den Künsten das Schöne der Natur beschränkter, kleiner und nur von Menschen hervorgebracht erscheint, so wird es von den meisten Gemütern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja, es ist ein sehr gewöhnlicher Weg, daß ein Mensch erst aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunst zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinübergeführt wird.

Abschied.

Nun sind sie vorüber, jene Stunden,
Die der Himmel unsrer Liebe gab,
Schöne Kränze haben sie gebunden,
Manche Wonne floß mit ihnen ab.

Was der Augenblick geboren,
Schlang der Augenblick hinab,
Aber ewig bleibt es unverloren,
Was das Herz dem Herzen gab.

Adalbert Stifter.

Taucher in Gefahr!

Von Harry v. Hafferberg.

Einer zuverlässigen Statistik zufolge, sollen von insgesamt 7000 Schiffen, die im Laufe der Zeiten gesunken sind, fast 5000 wertvolle Ladungen enthalten haben. Es sind Millionenwerte an Gold, Kunstgegenständen, Edelsteinen usw., die auf dem Meeresgrunde ruhen, und die zu heben zweifellos lohnend wäre, zumal die Tiefe, in der die meisten Wracks liegen, kaum 160 Meter übersteigen dürfte. Doch die Schätze sind so unzugänglich, als seien sie auf einen fernen Planet entführt, und alle Versuche, sie zu erreichen, haben den Tauchern entweder schwere körperliche Schäden oder den Tod gebracht. Erst vor wenigen Jahren mußten wieder drei Taucher, die in den Gewässern der Orkney-Inseln 120 Meter tief zu dem gesunkenen Panzerkreuzer „Hampshire" hinuntergestiegen waren, ihr Wagnis mit dem Leben bezahlen.

Unzugänglich wie die „Hampshire" ist auch die „Lusitania", die mit einer Million Pfund in Gold im Weltkriege sank. Das englische Kriegsschiff „De Braak" liegt schon seit 1798 mit 40 Gold-Millionen begraben, und der russische Kreuzer „Nachimoff" wurde im russisch-japanischen Kriege mit mehreren Millionen Gold in Grund gebohrt. 1812 versank „Don Carlos III., gleichfalls mit mehreren Millionen; im Karibischen Meer nahm das spanische Schiff „Concepcion" viele Goldmillionen mit sich auf den Grund; 1637 scheiterte in der Nähe der Bahama-Inseln eine ganze Flotte von 16 Schiffen mit vielen Millionen, und ein englisches Kaperschiff schoß in der Maracaiba-See sechs mit Gold beladene Fahrzeuge in Grund. Erwähnenswert sind noch vor allem eine Gallione, die seit der Zeit der Armada mit 30 Millionen spanischer Goldmünzen an der schottischen Küste begraben liegt; dann das wertvolle Wrack der „Bodavilla" westlich von San Domingo, und schließlich „Grosvenor" an der Südspitze von Afrika, die Gold und Edelsteine geladen hatte. Die Bergung der Kostbarkeiten von dem gesunkenen Dampfer „Egypt" hat wohl vielen unternehmungslustigen Goldsuchern neue Hoffnung gegeben, doch unüberwindliche Schwierigkeiten zwangen sie immer wieder, die Jagd nach den übrigen Schätzen aufzugeben.

Die Tauchgrenze in gewöhnlichen Taucheranzügen bleibt auch heute noch auf etwa 90 Meter beschränkt. Hier lastet auf dem Taucher bereits ein Gesamtwasserdruck von 120 Tonnen. In einer Tiefe von 120 Meter, in der der „Hampshire" liegt, beträgt der Wasserdruck 160 Tonnen, das heißt 1600 Kilozentner. Um zu vermeiden, daß der Taucher von diesem ungeheuren Gewicht erdrückt wird, muß er Luft einatmen, die einen höheren Druck hat, als das Wasser. Diese Luft wird durch die Lungen ins Blut eingeführt. Vergleichsweise ist der Taucher dann in einem ähn-

lichen Zustande wie der Luftreifen unter einem Automobil.

Und je tiefer der Taucher steigt, desto stärker muß der Luftdruck in seinem Helm werden. Es ist daher äußerst gefährlich, wenn er, auf dem Deck eines Wracks arbeitend, plötzlich in tieferes Wasser abfällt und dadurch einem stärkeren Wasserdruck ausgesetzt wird. Erhöht er nicht augenblicklich auch den Luftdruck, so kommt er in äußerste Lebensgefahr. Bei 120 Meter muß der Luftdruck 18mal stärker als gewöhnlich sein. Mit jedem Atemzuge hatten also die „Hampshire"-Taucher 18mal mehr Luft einzuatmen als an Land. Das Übermaß von Sauerstoff greift natürlich das Lungengewebe stark an, und bei langer Dauer entsteht eine Sauerstoffvergiftung.

In noch stärkerem Maße als der Sauerstoff ist aber der Stickstoff (Nitrogen) die Ursache der Unterseekrankheit. Vier Fünftel unserer Luft bildend, wird er unter gewöhnlichen Umständen leicht ein- und ausgeatmet und hat in der Hauptsache die Bestimmung, den Sauerstoff zu schwächen. Ist aber die Luft sehr zusammengedrückt, so ändern sich die Umstände. Unter schwerem Luftdruck dringt der Stickstoff in die Lungen ein und löst sich im Blute auf. Und je schärfer und länger der Luftdruck, desto größer ist natürlich die Stickstoffmenge, die im Blute bleibt. Während sich der Taucher unter Luftdruck befindet, das heißt so lange er auf dem Meeresgrunde ist, merkt er nichts davon. Das Nitrogen löst sich auf, das Blut bleibt flüssig. Wenn aber der Taucher hinaufsteigt und der Luftdruck sich vermindert, beginnen die Krämpfe, die oft zum Tode führen.

Eine Flasche mit Selterswasser kann als gute Illustration angeführt werden. Die Kohlensäure löst sich bekanntlich unter Druck im Wasser auf. Solange nun die Flasche geschlossen bleibt, ist nichts von der Säure bemerkbar — die Flüssigkeit sieht klar aus. Wenn aber die Flasche geöffnet wird, so löst sich der Druck mit einem Knall, die Kohlensäure sprudelt heraus und der Inhalt schäumt über. Ebenso löst sich das Nitrogen, wenn der Taucher an die Oberfläche kommt, und das bringt ebenfalls ein Schäumen in seinem Blute hervor. Diese Nitrogenblasen verstopfen die Arterien, hindern die Blutzirkulation und verursachen Krämpfe. In vielen Fällen sammelt sich das Nitrogen im Rückgrat an, wo es die Nerven angreift und eine Lähmung verursacht.

Der Präsident der amerikanischen Schlossermeistervereinigung, Charles Courtney, rang, nach seinem Besuch auf der „Hampshire", ein Dreivierteljahr mit dem Tode, ehe er von seinen Schmerzen erlöst wurde. Sein schwarzes Haar ist an jenem Tage, am 24. April 1933, von den

Linz a. d. Donau. Stift St. Florian.

überstandenen Schrecknissen und Qualen schneeweiß gebleicht worden. Und Courtney war ein alter, erfahrener Taucher, der schon auf der gesunkenen „Egypt" die Safes unter Lebensgefahr geöffnet hat. Selten nur ist ein Krieger mit so vielen ehrenvollen Narben aus blutigen Schlachten zurückgekehrt, wie sie der tapfere New Yorker Schlosser hatte. Selbst schwer verletzt, trug er noch seine beiden Kameraden aus der Tiefe empor, nachdem er aus der Kapitänskajüte der „Hampshire" den Siegelring des Kapitäns und einige wertvolle Dokumente herausgeholt hatte, die er der englischen Admiralität als Beweis seines gelungenen Besuches auf der „Hampshire" zustellen ließ.

Das einzige Mittel zur Schwächung der Unterseekrankheit besteht lediglich darin, daß der Taucher nicht in einem Zuge an die Oberfläche befördert wird, sondern in kurzen Etappen. Durch den langsam abnehmenden Luftdruck kann sich das Nitrogen allmählich vom Blute lösen. Die Dauer aber, die der Taucher auf diesen Etappen verbleiben muß, sowie die Anzahl der Etappen, hängt ganz von der Tiefe ab.

Neben all diesen Gefahren hat der Taucher auch körperliche Behinderungen, gegen die er unter Wasser ankämpfen muß. So wiegt sein Taucheranzug, zusammen mit Helm und den bleiernen Sohlen, gegen 200 Pfund. Vollständig angezogen, ist er unbeholfen und ungeschickt. Seine Bewegungen unter Wasser sind sehr langsam; wenn er sich bückt oder hinlegt, muß er die Luftventile dementsprechend einstellen. Auch die telephonische Verbindung mit der Oberfläche ist immer schwierig, da das Sausen der zusammengepreßten Luft im Helm das Hören sehr erschwert. Andererseits werden auch seine Worte oben zu einem unverständlichen Gemurmel.

Alles was der Taucher sieht, wird durch das Wasser entstellt, aber er sieht selten viel. In nördlichen Gewässern ist das Wasser fast undurchsichtig, und Gegenstände, zwei bis drei Meter entfernt, sind häufig nicht mehr zu erkennen. Und ist der Meeresgrund zudem noch sumpfig, so daß ein feiner Schlamm aufsteigt, so ist schon nach einem Meter nichts mehr zu sehen. Selbst die Strahlen starker elektrischer Lampen können das Wasser nicht durchdringen, und der Taucher, dem eine Gefahr droht, hat keine Ahnung von dem, was ihn erwartet.

So konnte es dem amerikanischen Berufstaucher A. E. Hook passieren, daß er im Königin-Charlotte-Meerbusen in großer Tiefe plötzlich einem riesigen Kraken gegenüberstand. Auf vier Tentakeln sich langsam fortbewegend, streckte dieses widerliche Geschöpf zwei weitere Arme, wenn man die Fühler so nennen darf, nach vorne aus, und auf ihnen ruhte — ein toter Menschenkörper, der wahrscheinlich unlängst erst aus dem Wrack hinweggeschwemmt worden war. Ganz behutsam, wie eine Eisenlast auf einem großen Hafenkran, trug das Ungeheuer die Leiche. Hook bemerkte in seinem Bericht, daß er vor Schreck wie gelähmt war, aber der Gedanke, daß er von diesem „Vampyr des Meeres" erfaßt und aufgefressen werden könnte, gab ihm seine Entschlußkraft wieder.

„Ich sprang vor, so schnell es mir meine bleiernen Sohlen erlaubten" — berichtet Hook selbst — „und schlug mit meinem Taucherspeer auf den Kraken ein. Leider hatte ich auf die Entfernung nicht genügend geachtet, so daß mein Speer das Ziel verfehlte und lediglich einen großen Fangarm streifte, der die Leiche hielt. Ich bemerkte, daß die Bewegungen dieses Tentakels langsamer wurden, als ob der Krake die Kontrolle über ihn verloren hatte.

Noch ehe ich meinen Speer zurückziehen konnte, um zu neuen Schlägen auszuholen, erfaßte ein anderer Fangarm, der sich am Boden entlanggeschlängelt hatte, mein linkes Bein. Mit aller Kraft versuchte ich nun, mich aus dieser gefährlichen Umklammerung zu befreien — ich wiege über zwei Zentner und erfreue mich einer vorzüglichen Gesundheit —, aber ich fühlte mich so machtlos und schwach wie ein Kind, das in den Rüssel eines Elefanten geraten ist. Ein Ring nach dem anderen wand sich um mein Bein und drückte es mit einer derartigen Kraft zusammen, daß es mir sicher abgerissen worden wäre, wenn ich nicht meinen Taucheranzug aus dickem Gummi angehabt hätte. Immer höher und höher bildeten sich diese eisernen Ringe, bis sie mein ganzes Bein erfaßt hatten.

Dieses alles geschah mit einer derartigen Schnelligkeit, daß ich inzwischen nur einmal Zeit hatte, mit dem Speer auf den Fangarm zu schlagen, und zum Unglück noch vorbei. Im selben Augenblick rückte ein anderer Arm — wie eine phantastische Riesenschlange — von oben an mich heran und versuchte meine rechte Hand oder meinen Speer zu erfassen. Wäre dies dem Tier gelungen, so wäre ich unrettbar verloren gewesen. Die Situation, in der ich mich befand, war äußerst kritisch, und ich glaubte, meine letzten Minuten seien gekommen. Zu allem Unglück

wurde das Wasser um mich herum plötzlich ganz dunkel: der Krake warf seine schützende, tintenartige Sepia-Flüssigkeit aus, und sogar die Strahlen meiner starken elektrischen Lampe vermochten nicht, diese Finsternis zu durchdringen.

Ich konnte gar nichts mehr sehen, und so blieb mir nichts weiter übrig, als wie ein Besessener mit dem Speer um mich zu schlagen. Zum Glück traf ich dabei den gefährlichsten Fangarm, der über meinem Kopfe schwebte. Das scharfe Eisen durchschnitt ihn, und ich bemerkte zu meiner Freude, wie er sich vom Rumpfe trennte. Durch meine verzweifelten Schläge geriet das Wasser in Bewegung und vertrieb die vom Kraken herausgelassene Schwärze; ich sah die starr auf mich gerichteten schrecklichen Augen des Monstrums und den großen Papageienschnabel nicht weiter als höchstens 1½ Meter von meinem Gesicht entfernt.

Mit einer schnellen Bewegung bohrte ich die Spitze meines Speeres unter den Schnabel und — den hölzernen Griff mit beiden Händen erfassend — schob ihn in die Höhe. Der Speer drang wie ein Rasiermesser in den Kraken hinein, und zwei Drittel seines Körpers, mit dem oberen Teil des Schnabels und den haßerfüllten schwarzen Augen, waren abgeschnitten. Dieser gelungene Schlag halbierte den Kraken. Das schreckliche Ungeheuer legte sich vor meinen Füßen auseinander und, in dieser undefinierbaren weichen Masse, blutlos, bewegte es sich immer weiter; alle abgehackten Fangarme blieben unausgesetzt in Bewegung, bald zu einem Ring sich rollend, bald wieder nach allen Seiten auseinanderschlagend.

Aber der Kampf war noch nicht beendet, denn die beiden getrennten Körperhälften lebten und attackierten mich einzeln immer weiter. Von oben rückte ein Fangarm heran, der viel länger und dicker war als die anderen, und ehe ich ihn abhacken konnte, umfaßte er meinen linken Arm und meine Taille. Mein linker Arm und linkes Bein waren somit in der Gewalt des Kraken. Die Saugnäpfchen, mit denen die Fangarme des Kraken dicht besetzt waren, drangen sogar durch das dicke Gummi in meinen Körper.

Die Umschlingungen des Tentakels waren derart fest, daß meine Rippen beinahe zerdrückt worden waren. Meine Kräfte drohten mich zu verlassen, doch die gefährliche Lage, in der ich mich befand, zwang mich, immer weiter um mein Leben zu kämpfen. Den Speer mit der

Linz a. d. Donau.
Stift St. Florian. Bruckner-Orgel.

freien Hand an der äußersten Spitze erfassend, stieß ich ihn mit aller Kraft zwischen meinen linken Arm und Brust. Der Schlag gelang, und ich zerschnitt den Fangarm. Nun waren meine Hände frei, und ich machte mich daran, mein linkes Bein zu befreien. Schließlich zerstückelte ich noch die sich auf dem Boden windenden Tentakeln und befreite die Leiche. Es war das letzte, was ich tun konnte, todmüde gab ich das Zeichen zum Hochziehen."

Als der Taucher an Deck des Bergungsdampfers ankam, war sein linkes Bein mit einem Fangarm von 5½ Meter Länge umwickelt, während sich ein anderer Tentakel von 4 Meter Länge an seinem Körper, bis zu den Armen, hochgewunden hatte. Nach diesen Teilen, die Hook während des Kampfes von dem Körper des Kraken abgeschnitten hatte, schließen die Zoologen, daß ein Fangarm nicht weniger als 9½ Meter lang gewesen sein muß, und ein weiterer sieben Meter. Der Körper selbst war, nach den Beschrei-

bungen Hooks, ungefähr acht Meter lang und zwei bis zweieinhalb Meter breit. Die Augen hatten die Größe eines kleinen Tellers, der harte Papageienschnabel in der Mundöffnung war 15 bis 18 Zentimeter lang und 8 bis 10 Zentimeter dick. Demnach muß der Gegner Hooks zu den größten Kraken gerechnet werden, die ein Mensch gesehen hat.

Begegnungen mit großen Kraken oder mit anderen Meeresbewohnern, die dem Taucher nach dem Leben trachten, sind aber keine häufigen Erscheinungen, meistens ist eine andere Ursache der Grund zu unvorhergesehenen, gefahrvollen Ereignissen unter dem Wasser. Dem Kommandanten des amerikanischen Bergungsdampfers „Falcon", Kapitänleutnant Eduard Ellsberg zerrissen beispielsweise scharfe Eisenteile seinen Taucheranzug, so daß er in einem fast erfrorenen Zustande und halb besinnungslos, die Oberfläche erreichte. Ellsberg stieg an der Küste von Provincetown (Massuchusetts) im Jahre 1931 zum Meeresgrunde hinab, um festzustellen, ob noch eine Möglichkeit bestehe, die Besatzung des gesunkenen Unterseebootes „S 4" zu retten, die sich im Innern des U-Bootes eingeschlossen befand. Die ganze Kulturwelt nahm regen Anteil an dem nationalen Unglück, das Amerika betroffen hatte, und verfolgte mit steigendem Interesse das schwierige Rettungswerk.

„Am Orte der Katastrophe angelangt — so erzählt Kapitänleutnant Ellsberg — zog ich sofort meinen Taucheranzug an, um zu dem gesunkenen Unterseeboot hinunterzusteigen. Von zwei Mann geführt, erreichte ich das Tauchbrett. Das Schiff schwankte heftig, denn es war ein Wind von 30 Meilen Stärke.

Es ist für den Taucher von äußerster Wichtigkeit, daß das Schiff, von dem er die Luft erhält, ständig in fester Position liegen bleibt. Wenn eine schwere See oder eine plötzliche Bö den Bergungsdampfer von seinem Platz verdrängt, so wird der Luftschlauch vom Taucher abgetrennt, und er ist dem Tode verfallen. Durch das Verankern allein ist aber ein fester Stand des Schiffes nicht gewährleistet, es würde, wenn der Wind sich ändert, gänzlich abgedrängt werden. Ein Bergungsdampfer muß aber unabhängig von Wind und Wellen sein. Infolgedessen ließen wir sechs Anker in einem Zirkel um das U-Boot „S 4" herunter, woran je eine Boje befestigt war, und an jede Boje rammte die „Falcon" noch lange und schwere Kabeltaue. Auf diese Weise hielt sich das Schiff in bleibender Position über dem Wrack, und es war mir möglich, zum Meeresgrunde hinabzusteigen.

Meine Ausrüstung bestand aus dem gewöhnlichen Messer, einem schweren Hammer und einer Leine. Trotzdem es heller Tag war, nahm ich eine Lampe von 1000 Watt Stärke mit, die es mir ermöglichte, auf dem Meeresgrunde 3 bis 4 Meter weit zu sehen. Dann tauchte ich unter. Der ganze Fall in etwa 30 Meter Tiefe nahm weniger als eine Minute in Anspruch. Ich landete mitten auf dem Kommandoturm des gesunkenen U-Bootes. Von dort kletterte ich auf das Vorderdeck, wo ich ein schwaches Signal aus dem Innern des Bootes zu vernehmen glaubte. Erstaunt blieb ich stehen. Ich hatte kein Signal gesandt — sicher mußten die Unglücklichen das harte Aufschlagen der Bleisohlen meiner Schuhe gehört haben. Vorsichtig ging ich in der Richtung vorwärts, von wo der Laut kam. Und wieder hörte ich dumpfes Pochen ...

Nun schlug ich meinerseits mit dem Hammer kräftig auf einen Metallteil. Die Antwort kam sofort zurück. Auch an der nächsten Luke kniete ich und schlug abermals mit dem Hammer. Hier war der Torpedoraum, und die Antwort — aus sechs Schlägen bestehend — kam direkt unter meiner Hand hervor. Die Vibration wurde sogar in das Telephon, das sich im Innern meines Helmes befand, so deutlich übertragen, daß der Mann oben auf der „Falcon", der das Telephon bediente, sofort wußte, daß im U-Boot noch lebende Menschen waren. Die sechs Schläge aber deuteten darauf hin, daß sechs Mann von der Besatzung noch lebten ...

Auf Achterdeck sah ich zu meinem Entsetzen, daß das Boot zur Hälfte durchschnitten war. Der fürchterliche Stoß erfolgte kurz hinter dem Torpedoraum. Hier schlug ich ebenfalls mit meinem Hammer, doch ohne Erfolg. Backbordseits war auch keine Antwort zu erlangen, und so kam ich zu der Überzeugung, daß sich lebende Menschen nur im Vorderteil des U-Bootes befanden.

Gerade im Begriff zurückzugehen, begann sich die Hauptleine in den Schiffstrümmern zu verwickeln. Der schlammig-schlüpfrige Boden des Wracks, bleierne, ungefüge Sohlen und ein schwerer Anzug hinderten mich an allem, was ich tat. Dazu kam noch eine fast undurchsichtige Dunkelheit und eine kaum zu ertragende Kälte. Mühselig entwirrte ich die Leine, dabei verlor ich aber das Gleichgewicht, glitt an der Steuerbordseite herunter und fiel hinab auf den Meeresgrund, in weichen Schlamm. Wie im Sumpf

zog es mich immer tiefer nach unten. Ich konnte, trotz meiner starken elektrischen Lampe, absolut nichts sehen. Eine Menge zerschlagener, scharfer Stahlstücke, die von dem Unterseeboot herrührten, drohten meinen Anzug zu zerreißen. Ohne Übertreibung kann ich wohl sagen: der Platz war eine Hölle, und da sich das Hauptseil an dem Wrack verwickelt hatte, konnte ich von oben keine Hilfe erwarten. Noch tiefer konnte ich auch nicht sinken, denn in dieser Lage hielt mich das verwickelte Hauptseil fest. Ich schwebte sozusagen im Schlamm, 30 Meter unter der Meeresoberfläche.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen, aus meiner ungemütlichen Lage herauszukommen, beschloß ich, das Luftventil zu öffnen und meinen Anzug mit Luft zu füllen. Das Luftventil liegt an der Verbindung zwischen Helm und Anzug. Geschlossen unterhält es nur die Luft im Helm, öffnet man es aber, so bläht sich die ganze Gummikleidung auf. Dabei liegt aber die Gefahr sehr nahe, daß sich der Anzug zu viel mit Luft anfüllt, das heißt daß ich zu schnell auf die Oberfläche kommen würde, was die bekannten fürchterlichen Krämpfe zur Folge hätte. So ließ ich die Luft ganz langsam hinein und merkte, wie ich aufwärts zu schweben begann. Mein Kopf kam bereits aus dem Schlamm heraus, und ich konnte wieder das Tageslicht schwach durchschimmern sehen. Schließlich war ich gänzlich aus dem Grundschlamm befreit und erkletterte erneut das Wrack.

Meine nächste Aufgabe bestand nun darin, die Hauptleine freizubekommen. Nach genauer Prüfung erkannte ich aber, daß die äußerst kompliziert an einem Eisenwinkel verwickelt war und sich durch meinen Sturz noch fester angezogen hatte. Mit bloßen Händen kam ich nicht ans Ziel. So telephonierte ich nach oben und bat um eine Kerbsäge. Sie wurde mir an einer eisernen Kette heruntergelassen. Bereits völlig erschöpft, begann ich den Eisenwinkel durchzusägen. Ich kam nur langsam vorwärts, und es dauerte fast eine Stunde, bis ich mit meiner Arbeit fertig war. Erleichtert atmete ich auf, aber die Strapazen auf dem Meeresgrunde waren noch nicht beendet.

Bei der anstrengenden Arbeit ritzte ich meine Hose an einem spitzen Eisen, so daß ein Loch entstand und im nächsten Augenblick war ich bis zum Halse naß ... In den Helm konnte aber kein Wasser eindringen, da er hermetisch verschlossen war. Die Temperatur des Wassers betrug — 2 Grad über dem Gefrierpunkt.

Stift Wilhering (Oberösterreich).
Konventgarten.

Im nächsten Augenblick schon erstarrte mein Körper derart, daß ich mich nicht bewegen und nicht mehr denken konnte ... Halb besinnungslos rief ich herauf: „Zieht mich hoch!"

Das Seil straffte sich, ich schwebte langsam nach oben. Etwa 15 Meter unter der Oberfläche wurde Halt gemacht. Hier mußte ich 5 Minuten warten, bis sich der Luftwechsel in meinem Helm vollzogen hatte. Dann zog man mich 5 Meter höher, wo ich weitere 15 Minuten blieb. Oben angelangt, wurde ich sofort in das pneumatische Zimmer gebracht. Hier wurden mir mein Taucheranzug und meine Unterwäsche aufgeschnitten, und zwei Männer waren nötig, um meine steifen Knie zu beugen. Schließlich wurde ich in Decken gehüllt, die in heißes Wasser getaucht waren. Der Luftdruck steigerte sich bis auf 60 Pfund, das heißt er betrug 10 Pfund mehr als auf dem Meeresgrund. Nach fast vier Stunden war ich dann endlich so weit hergestellt, um wieder gehen zu können.

Meine Beobachtungen beim gesunkenen U-Boot gab ich sofort drahtlos nach Washington und fügte hinzu, daß — meinem Ermessen nach — menschliches Können den Eingeschlossenen

nicht mehr helfen kann. Immerhin, um nichts unversucht zu lassen, hat die Marineleitung noch eine Schiffshebe-Gesellschaft für das weitere Rettungswerk verpflichtet. Zwei riesige Schiffskräne kamen an und setzten alles ein, um das U-Boot zu heben — aber erfolglos! Es war nicht der kleinste Zweifel mehr vorhanden, daß das gesunkene U-Boot völlig verloren war. Den armen Menschen drin war nicht mehr zu helfen . . .!"

*

In der letzten Zeit sind neue, druckfeste Stahlzylinder erfunden worden, mit denen es möglich ist, bis zu 160 Meter tief zum Meeresgrunde hinabzusteigen, doch die Taucher sind in diesen Panzern völlig unbeholfen und unfähig, irgendwelche Arbeit zu leisten. Man versucht nun dem Übel dadurch abzuhelfen, indem man den schweren Stahl durch das leichtere Elektron ersetzt. Eine ideale Lösung des Problems wäre damit aber immer noch nicht gefunden und — nach der Meinung von Sachverständigen — wird man in Zukunft dazu übergehen müssen, eine Art Taucherkugel zu konstruieren, die sich auf dem Meeresgrunde durch Raupenketten, gleich einem Tank, vorwärtsbewegt. Vielleicht ist dies der Weg, um an die Schätze zu gelangen, die sich seit Jahrhunderten in den Tiefen der Meere aufgespeichert haben.

Dienstmann Nr. B 27.

Da wirft er einen Blick auf die Bahnhofuhr: Fünf Minuten vor Mitternacht! Seit drei Uhr nachmittags treibt er sich um das Stationsareal herum und wartet auf Zug um Zug. Vielleicht, daß am Ende doch noch ein Reisender ihm einen Auftrag gibt. Wenn er, der Dienstmann B 27, die Bilanz vom Tage zieht: Einer Dame den Koffer auf den andern Bahnsteig getragen: 50 Rappen. — Einen Herrn zum Verkehrsbüro gewiesen: Ein Schilling in die Hand gedrückt erhalten — fremdes Geld. — Das ist alles! Doch jetzt wird dann der Schnellzug fällig und bringt die Ergänzung zum x-tenmal heute schon durch die Finger gerollten Taglohn!? — —

Die Schlafwagenreihe mit geheimnisvoll-düster verhängten Fenstern läuft in die Bahnhofhalle hinein. Kreischen der Räder, wie unwillig über den gehemmten Lauf. Eine kurze Weile Spannung, Erwartung, bis die vier, fünf, sieben nachtgrauen Gestalten den Wagen entsteigen und in der Unterführung verschwunden sind. — Nichts — nichts! Bereits ist der Nachtzug weitergerollt, in der Ferne verklungen. „Also nach Hause, wieder einmal umsonst gewartet, wie fast immer." Nach Hause?, vielmehr: in sein Zimmer. Seine Frau starb früh, die Kinder hat man in einer Anstalt versorgt. Er willigte damals nur so ein — es war ihm auch alles gleich. Das Schicksal hatte bei ihm eben s o angeklopft. Heute sind die Kinder ihm entfremdet. Also geht er halt in sein Zimmer, ein bißchen müde, gedrückt, fast traurig. Manchmal umschleicht ihn so etwas wie wehmutsvolle, würgende Melancholie; denn ein schönes Stück von empfindend-menschlichem Gemüt war ihm ja immer geblieben. „Ein Dienstmann, der nicht einmal drei Dienste im Tag tun darf, ist überhaupt kein Dienstmann mehr — und was ist schon der Mann ohne seinen Beruf, ohne seine Fam . . . halt — waas?" Er bückt sich. Auf den Gehspuren, dem Bahndamm entlang, hat er einen Gegenstand gefunden: Aktenmappe, vom Zug hinausgefallen — oder am Ende gar? — 's könnte doch möglich sein: hinausgeworfen, hier, kurz vor der Landesgrenze. Auch schon vorgekommen, irgendwie aus Angst, vor Verdacht, oder was weiß er, der Dienstmann mit den Ziffern auf der Mütze. „Devisenschmuggel?", davon hat er schon gehört. Es fängt ihn an zu fiebern. „Jetzt hast du sicher einmal einen fetten Brocken!" Aufgesprengt! Er tastet hinein mit zittrig-gierigen Fingerknöcheln. „Natürlich, das hat man erhoffen können, wirklich: Blaue Lappen: drei — fünf Hunderter! Geld! Er hat's ja gewußt, gefunden, nur damit der Quälgeist ihn packen kann mit seinem ewigen: Nimm's, behalt's! In einem innersten Mappenfach sind noch Zeichnungen zum Vorschein gekommen, technische — mit Strichen und Zahlen. „Bestimmt hat der sie ja nötig, der sie verloren hat — verworfen hat. — Und ich geb' sie dennoch nicht, kein Mensch weiß . . ."

Und er gab sie doch, am Morgen, nach kissendurchwühlter Nacht. Aus Ahnung? geheimer Angst?, oder wie man's erklären konnte. Kurz, er gab die vermaledeite Aktenmappe schließlich doch dem Bahnamt ab. Vom Bahnfundbüro wanderte sie alsdann — zur Kriminalpolizei. Dann las man im Tagblatt drei inhaltsschwere Zeilen: „Werkspionage vereitelt! Außerhalb der Station X wurde neben dem Bahngeleise eine